

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Redaktion:  
Dr. Bruno Schoenlauf.

Anzerate werden die 5gepaltene Weltzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Der Bankrott der alten Staatskunst.

\* Leipzig, 27. März.

Der alte „Onkel Chlodwig“ glebt seinen Zeitgenossen Rätsel zu lösen auf. Beim Festmahl der Berliner Akademie hat er sich dahin geäußert, daß sein Glaube an den menschlichen Fortschritt erschüttert sei, denn der naturnotwendige Kampf ums Dasein habe eine Form angenommen, die an Vorgänge in der Tierwelt erinnere und einen Fortschritt in absteigender Linie befürchte. Aber er tröstete sich auch gleich selbst über seinen Pessimismus, indem er hinzufügte, in den Regionen der Akademie wehe eine reinere Luft, und die hier vorhandenen geistigen Kräfte seien eine Bürgschaft dafür, daß man die drohende Flut der materiellen Interessen wieder auf ihr richtiges Maß zurückführen werde.

Was der alte Mann wohl mit all diesen Andeutungen gemeint haben mag? In der Tagespresse werden allerhand Erklärungen gegeben, die uns aber alle durchaus als unzutreffend erscheinen. Indem wir unsere eigene Meinung über die Sache äußern, können wir ganz gewiß nicht beanspruchen, daß sie untrüglich sei; wir wollen aber versuchen, das Rätsel nach unserer Auffassung zu lösen.

Wen mag der Reichskanzler im Auge gehabt haben, als er von Vorgängen im Kampf ums Dasein sprach, die an die Tierwelt erinnern? Er hat das jedenfalls im allgemeinen oder im besonderen gemeint. Wenn im besonderen, dann hat er vielleicht jene agrarische Richtung treffen wollen, die durch ein wüßtes und wildes Gesehrei ihre Begehrlichkeit und Unerfüllbarkeit dokumentiert und die mittels der Gesehungsmaschine das ganze Reich zu ihrem Vorteil auspowern möchte. Wenn diese Raste sich getroffen fühlt, so wird dies ihr Lärm schon anzeigen.

Oder der Herr Reichskanzler hat vom Kampf ums Dasein im allgemeinen gesprochen und hat jene Bestrebungen im Auge gehabt, die darauf gerichtet sind, die Lebensverhältnisse der unterdrückten Klassen zu besseren Formen emporzuheben und die Annehmlichkeiten, die mit unseren Kulturerrungenschaften verbunden sind, zu verallgemeinern. Wenn er diese Bestrebungen mit Vorgängen in der Tierwelt verglichen hat, so erscheint uns dieser Vergleich deplaziert, denn man kann doch nicht die Kulturbestrebungen selbstbewußter Menschen im Ernst mit dem instinktmäßigen Treiben der Tierwelt im Kampf ums Dasein auf ein und dieselbe Stufe stellen. Die Kulturbestrebungen aller Zeiten, soweit sie im Ernst als solche zu nehmen, waren immer darauf gerichtet, den Menschen die materiellen Grundlagen zu beschaffen, die als Vorbedingung für eine der Zeit ent-

sprechende geistige Entwicklung erscheinen. Darin scheint uns durchaus nichts Tierisches zu liegen. Der Herr Reichskanzler hat in seiner langen Laufbahn viel erlebt und viel gesehen, und wenn er an deren Schlüsse zu einer so trübten Auffassung der Dinge kommt, so muß das einen ganz besonderen Grund haben. Er hat sehr viel in Politik und Diplomatie gearbeitet, bedeutende Kemter verwaltet, ist in seinen alten Tagen der erste Beamte des Reiches geworden, und doch scheint aus seinen Worten eine bittere Resignation und die Ueberzeugung herauszuklingen, daß er umsonst gelebt und gestrebt habe.

Vielleicht ist dies auch bis zu einem gewissen Grade richtig.

Onkel Chlodwig hat bekanntlich im Jahre 1848 „demokratische“ Anwandlungen gehabt und war Schwärmer genug, sich als Gesandter für das imaginäre deutsche Reich von damals ins Ausland schicken zu lassen. Seine aristokratische Gevatterschaft hat ihm bekanntlich den „Demokraten“ lange nachgetragen. Aber trotz dieser Episode konnte er doch nicht aus seiner Haut heraus; er war und blieb ein Staatsmann der alten Schule und hat in seiner staatsmännischen Thätigkeit weder neue Ideen hervorgebracht, noch neue Mittel angewendet. Auch er gehört zu den Staatsmännern, die sich gewisse Feiterscheinungen nicht zu erklären vermögen, weil sie nur deren Oberfläche betrachten und sich nicht um die innere Struktur bekümmern. Wie könnte er sonst auf den sonderbaren Gedanken kommen, die königlich preussische Akademie als Ketterin in der Not anzurufen und von ihr eine Abwendung des von ihm bezeichneten Unheils zu erwarten? Wenn der Fortschritt der Menschheit wirklich auf eine absteigende Linie geraten würde, dann wäre wohl diese hochwohlwühlende Körperlichkeit die letzte, die dazu berufen wäre, dem Fortschritt wieder eine andere Richtung zu geben. Wer sind die Herren, die dort zusammensitzen? Unpraktische Gelehrte, die im alten Athen und Rom besser Bescheid wissen als in modernen Berlin, Philosophen, die all ihre Weisheit beim Lampenschein erworben und die wohl das Rauschen der Blätter ihrer Folianten, niemals aber das Rauschen des wirklichen und frischen Lebens draußen vernommen haben. Und diese Herren sollen der Zeitentwicklung die Richtung geben können! Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß, wenn der Fortschritt der Zeit sich in absteigender Linie bewegen sollte, die Gelehrten der Akademie in angeborener Unterwürfigkeit und Schmiegsamkeit sich beugen würden, den „wissenschaftlichen“ Beweis zu erbringen, daß im Rückschritt das einzige Heil der Menschheit liege. Gegenüber den mächtigen Triebfedern, die unsere sozialökonomische Umwälzung

bewirken, will die Berücksichtigung des offiziellen Gelehrtentums sehr wenig bedeuten; das könnte so ein kluger Herr, wie der Herr Reichskanzler, doch schließlich auch einsehen.

Wir erklären uns sonach seine merkwürdigen Aeußerungen über die Formen des modernen Kampfes ums Dasein und das Ueberleben der materiellen Interessen dahin, daß es ihm selbst zum Bewußtsein gekommen ist, wie die alte Staatskunst mit ihren verbrauchten Mitteln für unsere Zeit nicht mehr ausreicht. Gewiß ist in der Weltgeschichte viel schablonisiert worden, mit Glück und mit Unglück. Man darf aber nicht vergessen, daß wir uns in einer eigenartigen Epoche befinden, die ihresgleichen nicht gehabt hat, daß eine Menge bisher schlummernder Kräfte geweckt worden sind, und daß infolgedessen sich eine Menge neuer Fragen erschlossen haben, deren Lösung in der Regierung und Verwaltung der Staaten ganz neue Principien erfordert. Da kann man es begreifen, wenn ein 80jähriger Staatsmann aus der alten Schule sich plötzlich gewissen Unmöglichkeiten gegenüber befindet und an seiner ganzen bisherigen Weltanschauung irre wird. Was Fürst Hohenlohe in seiner Aeußerung indirekt zugestanden hat, das ist nicht mehr und nicht weniger als die vollständige Unzulänglichkeit der alten staatsmännischen Schule gegenüber den heutigen Verhältnissen. Der endgültige Zusammenbruch der alten Auffassung ist nur noch eine Frage der Zeit. Schon an der Art und Weise wie heute die Schöpfungen Bismarcks beurteilt werden, läßt sich erkennen, wie rasch sich hier die Abwickelung vollzieht, die „schneidige Generale“ am allerwenigsten werden aufhalten können.

Die Kluft zwischen den wirklichen Bedürfnissen und Anforderungen der Gesellschaft und zwischen den Anschauungen der Regierenden wird immer größer. Daß hier über kurz oder lang eine entscheidende Wandlung eintreten muß, wird niemand bestreiten wollen, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören.

## Politische Uebersicht.

Die erste Sitzungswoche des schweizerischen Nationalrates.

Unser schweizerischer ch.-Korrespondent schreibt uns: Am 19. März ist die Bundesversammlung zur ordentlichen Frühjahrssession zusammengetreten. Der Traalandenwagen ist zwar beladen genug, aber gefährliche Fracht fährt er nicht gerade. Nur ganz wenige Traalanden sind es, die Hindstoff in sich bergen und bei der Behandlung Explosionen veranlassen können. Die „gefährlichsten“ sind bereits in der ersten Woche erkledigt worden, erkledigt mit der etwas philiströsen Sachlichkeit, die die Verhandlungen unseres Parlaments auszeichnet. Im

## Seuilleton.

111

Machdruck verboten.

### Ein Rascheleben.

Von Guy de Maupassant.

Johanna bemerkte plötzlich am Fenster die Gestalt der alten Jungfer, von der Lampe hinter ihr hell abgezeichnet; da sagte sie:

„Da sieh mal, Tante Liese siehst uns zu!“  
Der Vicomte blickte auf und sagte in jenem gleichgültigen Tone, der ganz gedankenlos klingt:

„Ja, Tante Liese siehst uns zu.“  
Und sie ließen sich nicht stören, weiter zu träumen, langsam dahinzuschlendern und sich zu lieben.

Aber der Tau war schon aufs Gras gesunken, und ein kühlter Hauch überließ sie.

„Wir wollen lieber hinein gehen,“ sagte sie. Sie drehten um.

Als sie in den Salon traten, strickte Tante Liese wieder. Sie beugte sich auf ihre Arbeit, und ihre dünnen Finger zitterten, als wären sie sehr müde.

Johanna näherte sich ihr:

„Tante, wollen wir nicht schlafen gehen?“  
Die alte Jungfer erhob ihre Augen, sie waren rot, als hätte sie geweint. Das Liebespaar achtete nicht darauf, aber der junge Mann bemerkte plötzlich, daß die dünnen Schuhe des jungen Mädchens ganz naß geworden waren. Besorgt und zärtlich fragte er:

„Frierst Du nicht an Deinen lieben kleinen Füßchen?“

Da begannen plötzlich die Finger der Tante so zu zittern, daß ihr die Arbeit entfiel, der Wollknäuel rollte zu Boden, sie verbarg schnell ihr Gesicht in den Händen und fing an krampfhaft und laut zu schluchzen.

Die Brautleute blickten sich erschrocken an, und plötzlich kniete Johanna sich hin, öffnete die Arme und sagte ganz erschrocken:

„Aber, was hast Du denn? Was hast Du denn, Tante Liese?“

Da stammelte das arme Wesen mit thränenersickerter Stimme, zusammenzuckend in ihrem Leide:

„Weil, wie er Dich gefragt hat . . . . . Frierst Du nicht an Deinen . . . . . Deinen . . . . . Keinen Füßchen . . . ich gedacht habe . . . so was hat mir nie jemand gesagt, mir nie . . . nie . . .“

Johanna war überrascht und voll Mitleid, und dennoch kam ihr fast das Lachen bei dem Gedanken, daß jemand Tante Liese seine Liebe erklären könnte. Auch der Vicomte hatte sich abgewandt, seine Heiterkeit zu verbergen.

Aber die Tante stand plötzlich auf, ließ den Wollknäuel am Boden liegen, den Strickstrumpf auf dem Stuhle und entfloh ohne Licht die dunkle Treppe hinan, indem sie sich nach ihrem Zimmer tastete.

Die beiden jungen Leute waren allein, sie blickten einander lachend, zärtlich an. Johanna sagte:

„Die arme Tante!“  
Julius meinte: „Sie scheint heute ein bißchen verdreht zu sein!“

Sie hielten einander an den Händen und konnten sich nicht entschließen, sich zu trennen, und leise, ganz leise tauschten sie vor dem leeren Stuhle, den eben Tante Liese verlassen, den ersten Kuß.

Am anderen Tage dachten sie an die Thränen der alten

Jungfer nicht mehr. Die beiden letzten Wochen vor der Hochzeit war Johanna ziemlich still und ruhig, als ob sie müde sei von all den süßen Träumen.

Am Tage, als es nun so weit war, fand sie auch keine Zeit nachzudenken, ihr schien bloß, als wäre ihr ganzer Körper leer, als wären Fleisch, Blut, Knochen geschmolzen unter der Haut, und wenn sie etwas anfachte, merkte sie, wie ihre Finger zitterten.

Erst in der Kirche, während des Gottesdienstes, fand sie sich wieder.

Sie war verheiratet, verheiratet! Die Dinge, Bewegungen, Ereignisse, die einander gefolgt waren, seit Tagesanbruch, erschienen ihr wie ein Traum, ein wirklicher Traum. Es giebt Augenblicke, wo alles um uns her sich verändert zu haben scheint. Jede Bewegung gewinnt eine neue Bedeutung, sogar die Stunden scheinen nicht mehr ihren Lauf zu gehen.

Sie war wie betäubt, vor allem erstarrt. Noch am Tage vorher war nichts in ihrem Dasein verändert, nur die ewige Hoffnung ihres Lebens kam näher und näher, daß sie sie fast berührte. Als Mädchen war sie gestern eingeschlafen, heute war sie nun Frau.

Sie hatte also die Schwelle überschritten, welche die Zukunft mit allen Freuden, allem ersehnten Glück zu bergen scheint. Ihr war, als hätte sich ein Thor vor ihr geöffnet und als träte sie in das „Ersehnte“ ein.

Die heilige Handlung ging ihrem Ende entgegen, sie traten in die fast leere Sakristei, denn es war niemand eingeladen worden. Dann gingen sie wieder hinaus.

Als sie am Portal erschienen, erklang ein furchtbares Getöse, so daß die Braut zurückfuhr und die Baronin laut aufschrie. Es war eine Gewehrsalve, die die Bauern abgefeuert, und nun hörte bis zum Schloß die Schießerei nicht mehr auf.